

Das alles führen wir nicht in dem Sinne aus, als ob im gegenwärtigen Zeitpunkt der Zustand von Suburburg vorhanden wäre (was falsch sein würde, zu behaupten), sondern nur als ganz allgemeine geschichtliche Erinnerung daran, daß große Männer der Vergangenheit ein gewisses inneres Gefühl dafür gehabt haben, daß man den Frieden möglichst dann machen muß, wenn man noch gut bei Kraft und Atem ist. Es ist nicht nötig, und vor allem nicht möglich, alle Weltgeschichtswünsche auf einmal durchzudrücken.

Selbstverständlich müssen die Gegner auch ihrerseits mindestens bis zu derselben Erkenntnis gekommen sein. Solange sie noch wirklich glauben, daß ihnen die weitere Fortsetzung des Blutvergießens hilft, ist gar nichts zu machen, als ihnen durch die militärische Tat diesen Glauben zu zerbrechen. Verhandlungen, bei denen nicht beide Teile von vornherein einen Frieden suchen, sind wertlos in sich selber. Der Friede ist im Grunde ein Willensakt von beiden Seiten; der Wille, das Ergebnis der bisherigen Schlachten als maßgebend anzuerkennen. Deshalb ist es nicht nur falsch, die Friedensverhandlungen über den richtigen Zeitpunkt hinaus zu verschieben, sondern es ist mindestens ebenso falsch, vor der Zeit ein einschichtiges Friedensbedürfnis hinzugeben, weil dieses dann Zeichen innerer Muthlosigkeit erscheint. Da nun aber niemand mit mathematischer Gewißheit berechnen kann, wann der richtige Zeitpunkt am vollkommensten da ist, so ist das Friedeschließen eine Kunst im höchsten Sinne des Wortes, ein Werk, wozu Begabung, ja Genialität gehört, kein lehrbares oder durch Erbschaft übertragbares Handwerk.

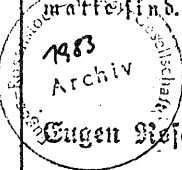
Je länger der Krieg dauert und je größer die Zahl der Teilnehmer ist, desto mehr Hauptfragen und Nebenfragen müssen entschieden werden. Gegenüberwärtig man sich nun, wie viel oft im politischen Leben um einen einzelnen Handelsvertrag oder kolonialen Abtretungsvertrag geredet und gelacht werden muß, so kann man eine Ahnung von der Arbeit bekommen, die unsere Diplomaten vor sich haben. Wir erinnern uns des Wiener Kongresses vor hundert Jahren. Er fing mit verhältnismäßig klaren Grundbedingungen an, denn die Verbündeten waren siegreich in Paris eingezogen und hatten dort die ersten Friedensabmachungen getroffen. Trotzdem aber stieg zeitweise die Verwirrung so hoch, daß Gefahr des Abbruchs aller Verhandlungen war, und zwar bei den Verbündeten untereinander. Viele Fragen wurden unvollkommen geregelt, nur um überhaupt zu einem Schluß zu kommen. Dabei waren es keine schlechten Punkte, die damals in Wien verhandelt waren. Die Schwierigkeit lag in den Sachen selbst.

Man fragt sich bei solcher Sachlage, ob es nicht angebracht sei, die ganze Regelung der Führung einer neutralen Stelle anzubekommen. Aber -- es gibt auf der Erde keine neutrale Stelle, die in besserer Zeitlosigkeit ein solches Werk übernehmen könnte, und selbst, wenn die Stelle vorhanden wäre, so würde sie selbst ein undankbares Geschäft in ihre Hände nehmen, wie es Bismarck im Jahre 1873 tat, als er, ohne für Deutschland etwas zu wollen, auf dem Berliner Kongress die erlenkischen Grenzen wie ein egyptischer Maffler regelte. Noch heute wirkt im Weltkrieg die Unzufriedenheit nach, die damals entstand.

Der Friede ist die größte Kunstleistung der Menschheit. Der Hand ergibt sich von selber, der Friede aber muß gemacht werden. Es genügt nicht, einige Tropfen milden Besinnungswassers anzugießen, denn auch die beste Bestimmung steht vor gewaltigen politischen technischen Schwierigkeiten. Das ist es, was die Völkerungen sich jetzt müssen durch den Sinn

gehen lassen, um nicht verständnislos der Entwicklung gegenüberzustehen, wenn eines Tages das Verhandeln beginnt. Es wird dann viel Drängen sein, schnell den guten Erfolg zu sammeln und den Friedensbetrieb wieder zu beginnen. Dieses Drängen wird sich wohl auf etwas Geduld einrichten müssen. So wenigstens ist die Lehre der vergangenen Geschichte.

Bis aber der Tag des Verhandels da ist, gilt weiter, daß siegreiche Schlachten die beste Diplomatie sind.



28.

Eugen Rosenstock / Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation

Die Zeit vom Frieden zu Basel bis zu dem von Frankfurt, von 1795 bis 1871, hat eine schwere Barre der Unkenntnis und des Uebelwillens zwischen uns Nachfahren und das ehrwürdige Bild des alten Römischen Reichs geschoben. In diesem Zeitraum sind Mißverständnisse entstanden und entstanden worden, die sogar dem Neubau der mitteleuropäischen Staatentwelt gefährlich werden können, wie jede blinde, verblendete Abneigung aus bloßer Gewohnheit. Und doch verdankt man jenen Gebilde mindestens einen Grundgedanken, ohne den wir heut des guten Gewissens im Kampf mit Ost, West und Süd ermangeln müßten, den Gedanken und Namen des Reichs, den alle unsere Nachbarn nur unvollkommen wiederzugeben und nachzudenken imstande sind.

Nur an einem Beispiel mag dies unser Vorurteil heut dargestellt werden, an dem berühmtesten höchsten Ausdrucks Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation. Vielleicht lernen wir ebendies daraus für die Zukunft.

Wir wissen es erst seit kurzen, durch eine der letzten Arbeiten Karl Zimmers, daß jener Titel nicht vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu der zweifelhaften Verühmtheit gelangt ist, den Zwitler eines halb universals (Heilig, Römisch), halb national (Deutscher Nation) untermanierten Reichsbau in seiner eigenen Zusammenfassung widerzuspiegeln. Unsere Ahnherren haben nichts dergleichen zu hören gemeint; wenn sie vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation sprachen, so begehrten sie damit einen unter schwereren Kämpfen erzwungenen Sonderbegriff innerhalb der Reichsverfassung: nämlich nicht mehr und nicht weniger als das Sonderstaatsrecht der deutschen Reichsstände innerhalb des römischen Kaiserreichs, die Absonderung deutscher Nation von den weltlichen Teilen des Reichs, von Italien und Ararat. Der Zusatz „Deutscher Nation“ sollte also nicht den Deutschen die Vorherrschaft im Römischen Kaiserthum zuerkennen, sondern nützlich einen bestimmten geographisch begrenzten Teil des Reichs ausdrücken. Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation besagte, daß nur von den deutschen Landen und Ständen des Gesamtreichs die Rede sei. Trachten wir danach, den schmälenden, ja gefährlichen Verfall aus diesem Wortgebilde zu entfernen, damit er unsere Kinder und Enkel eine Brücke bauen helfe aus der Verzeit hinter in die schwer erzwungene Zukunft nach 1914 und 1918! Denn dieser vorfällige und besonnen abteilende Zusatz Deutscher Nation ist in unserem sprach- und stammverworfener Europa so gar nicht zu entfernen. Ein neues Reich entsteht, aus Reich u und Staaten sich langsam aufbauend. In diesem Reich der Mitte behaupten wir Deutsche für uns unser eigenes Reich deutscher Nation, das Reich von 1807 und 1871. Aber aus den Träumen von 1785, von 1815 und 1848 war dies nur ein Teil, Kern und Hauptstück zwar, aber doch nur ein Teil. Neben

das Mittelreich deutscher Nation lagert sich schon längst „der östliche Teil des Reiches“, denn das heißt Oesterreich, deutscher, böhmischer, ungarischer, polnischer, slowenischer Nation. Und wer weiß, welcher Nationen das Reich noch werden kann.

Zu diesem Zusatz liegt, genauer, kann liegen, die Verführung von Nation und Großmacht, die friedliche Vereinigung der beiden Urkräfte der Staatengeschichte. Die nicht willkürlich von Menschen erfundenen, sondern von Gott den Menschen anerschaffenen Verschiedenheiten der Sprache und des Blutes, des Pulschlags und der Gebärden sind gleich fest verankert und versichert in diesem neuen Gebilde als die Einheit des Geistes und der Kraft, die all diese Nationen zu einem menschlichen Reiche zusammenschließt. Die augenborene Verschiedenheit und die erkorene Einheit haben lange sich gegenseitig zu vertilgen und zu zerstören getrachtet, ehe sie ins Gleichgewicht kamen. Noch der sogenannte „Staat“ der vergangenen drei oder vier Jahrhunderte blieb unter der Stammeseinheit, oder im besten Falle deckte er sich mit ihr; das Reich verbindet Stämme und Staaten.

Der ehrwürdige Klang Heilig und Römisch wird durch solche Erwägung vom Modergeruch des Vorwurfs befreit; zu neuem Leben wird sie trotzdem niemand wecken mögen. Die Zeit wird dem neuen Reiche auch einen eigenen Namen in die auge zu geben haben.

Aber heut noch klingen jene Worte dem Betrachter zu ein- drucksvoll und zu tiefinnig, als daß er nicht wünschen möchte, auch das neue Reich der Mitte verschiedener Nationen finde die Kraft, dem eigenen Namen den Charakter erhabener Notwendigkeit aufzuprägen.

**M. Kuczynski / Unsere Ernährung im zweiten Kriegsjahr**

**Fleisch**

Besonders schwerige Aufgaben bietet die Lösung der Futtermittelfrage. Wir haben in Friedenszeiten große Mengen Gerste, Weiz, Kleie und Vetschen eingeführt. Im ganzen verdankten wir 11 v. H. des Nährwertes der von uns verbrauchten Futtermittel dem Auslande (vgl. Kuczynski-Zumh, Deutschlands Nahrungs- und Vermittel, Allgemeines Statistisches Archiv 1915, 1). Dazu kommt, daß Gerste und Hafer in diesem Jahre dürftige Erträge lieferten. Nach Wohlmann haben wir nur eine Dreivierteltonne für Gerste und nur eine Dreifünfteltonne für Hafer. Ferner müssen wir das Brotgetreide fast vollständig für die menschliche Nahrung verwenden und haben auch einen Anfall an inländischer Kleie infolge der schärferen Ausmahlung. Selbst bei spärlichem Wirtschaften wird uns so ein Fünftel der sonst verbrauchten Futtermittel fehlen. Das muß selbstverständlich die Erzeugung tierischer Nahrungsmittel wesentlich beeinflussen.

In den letzten Friedensjahren verzehrten wir durchschnittlich täglich an Fleisch und Fett von Rindern 45 Gr., von Schweinen 41 Gr., von Hammeln, Ziegen, Hunden, Gänzen, Geflügel und Wild 12 Gr. Von den Nährwerten, die wir uns so zuführten, kamen 14 v. H. unmittelbar vom Auslande, und zwar namentlich in Form von Schmalz. Da wir aber etwa ein Viertel des im Inlande erzeugten Schweinefleisches durch ausländische Futtermittel gewannen, erhöht sich der Zufuhr, den wir dem Auslande im ganzen verdanken, sehr wesentlich, nämlich auf 29 v. H. Wir werden denn auch den Beschäftigten an Fleisch und Tierfetten im zweiten Kriegsjahr gegenüber der Friedenszeit sicher nicht überschätzen, wenn wir ihn auf ein Viertel ansetzen. Man ist es ja heute, namentlich

auch unter Physiologen und Volkswirtschaftlern, üblich, den Rückgang im Fleischverzehr als unbedeutend zu betrachten, und es wird uns immer wieder vorgehalten, der Fleischverbrauch pro Kopf sei bei uns im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege außerordentlich gestiegen und sei höher gewesen, als in irgend einem anderen Lande der Welt. Das ist indes ein gewaltiger Irrtum. Nach den Berechnungen des kaiserlichen Gesundheitsamts, die die Zeit von 1901 bis 1913 umfassen, betrug der durchschnittliche jährliche Verbrauch an Fleisch und Tierfetten pro Kopf: 52,05, 51,47, 50,53, 52,93, 53,23, 52,24, 51,76, 53,63, 52,17 und 50,65 Kg. Eine Steigerung des Verbrauchs fand also nicht statt, und wenn man bedenkt, daß in dieser Zeit der Anteil der städtischen Bevölkerung, die weit mehr als die ländliche auf den Fleischverzehr angewiesen ist, zugenommen und der Anteil der kleinen Kinder, die kaum Fleisch essen, infolge des Geburtenrückgangs abgenommen hat, könnte man eher von einem relativen Rückgang des Fleischverbrauchs sprechen, eine Erscheinung, die sich ja auch durch die Steigerung der Fleischpreise im letzten Friedensjahrzehnt zwanglos erklärt. Tatsächlich war schon vor dem Kriege unser Fleischverbrauch etwas kleiner als in England und viel kleiner als in den Vereinigten Staaten von Amerika. Auch der an sich ganz richtige Hinweis darauf, daß unsere Großväter viel weniger Fleisch zu essen pflegten als wir und doch Tüchtiges geleistet haben, ist nicht stichhaltig, denn sie aßen viel mehr Brot, als wir in Friedenszeiten gegessen haben, und gerade mit dem Brot sind wir ja jetzt im Kriege besonders knapp. Solange wir keinen vollständigen Ersatz in anderen Nahrungsmitteln haben, verdient daher der Fleischmangel die ernsteste Aufmerksamkeit.

In den ersten Kriegsmonaten war die Regierung vor allem auf die Schonung des Viehstandes bedacht. Sie erschwerte infolgedessen die Schlachtungen mit der Wirkung, daß wir am 1. Dezember 1914 mehr Schweine hatten als am 2. Juni 1914, und daß die Zahl der Kinder größer war als je zuvor. Da sich gleichzeitig herausstellte, daß infolge des Fehlens der ausländischen Futtermittel ein erheblicher großer Anteil unserer heimischen Getreidernte verfaulen würde, suchte die Regierung namentlich die Schweine- schlachtungen zu fördern, indem sie durch Verordnung vom 25. Januar die Gemeinden zu umfangreichen Schweinekäufen verpflichtete. Da die Schweinepreise aber dauernd stiegen — sie waren im Februar d. J. ein- und ein- bis zweimal, Anfang Mai zwei- bis zweieinhalbmal so hoch wie im Juli v. J. — so bewiesen die Gemeinden bei den Ankäufen eine starke Zurückhaltung. In den Monaten Dezember bis März wurden in Preußen reichlich 8 Millionen Schweine geschlachtet, gegenüber rund 7 Millionen in der entsprechenden Zeit des Vorjahres. Wenn trotzdem die Zahl der Schweine vom 1. Dezember 1914 bis zum 15. April 1915 in Preußen von 17 1/2 auf 11 1/2 Millionen, im Reiche von 25 1/2 auf 16 1/2 Millionen fiel, so lag dies eben vor allem an dem Rückgang der Aufzucht, und nicht so sehr an den sogenannten „Massenschlachtungen“, die nur in der Pfalz und der Lente existieren, die die einschlägige Statistik nicht zu lesen verstehen. Im April gingen die Schlachtungen überdies bereits zurück, und als die Regierung dann am 6. Mai die Verordnung aufhob, durch die die Gemeinden zum Ankauf von Schweinen verpflichtet werden waren, sanken die Schlachtungen bald auf die Hälfte der üblichen Zahl, so daß wir gegenwärtig wohl wieder 20 Millionen Schweine, d. h. annähernd ebenso viele haben, wie vor drei Jahren. Wir haben damit etwa doppelt so viele Schweine wie Oesterreich-Ungarn oder wie Rußland und haben etwa ebensoviele Schweine wie England mit allen kleinen Kolonien, Frankreich, Belgien, Italien, Serbien, Montenegro und Japan zusammengezählt. Es ist denn auch im Hinblick auf unseren Mangel an Futtermitteln anzuschließen, daß wir unsere gegenwärtigen Schweinebestand während des zweiten Kriegsjahres ausreichten halten.

Die Preisbildung war für die Verbraucher bis Anfang November d. J. durchaus maßlosig. Kosteten Schweine im Gewicht von 100 bis 120 Kg. auf dem Berliner Viehhof im Juli v. J. noch 41 M. für 50 Kg., so stieg der Preis am letzten Marktag vor Ein- setz der Bundesratsverordnung vom 25. Januar bereits 70 M., und einen Monat später 85 M. „Die Preise haben sich“, wie der Stellvertreter des Reichstages erklärte, „dauend auf einer Höhe